

KOSTENLOSE LESEPROBE · KAPITEL 1 & 2

Bis nichts von mir übrig ist

Psychologischer Liebesthriller

HUMMER

Kostenlose Leseprobe

Bis nichts von mir übrig ist

Psychologischer Liebesthriller · Hummer

Diese Leseprobe enthält die ersten beiden Kapitel des Romans.
Sie ist bewusst kurz gehalten und endet vor Kapitel 3.

Wenn du weiterlesen möchtest, führt dich der Link am Ende der
Leseprobe direkt zur Kindle-Ausgabe auf Amazon.de.

Direkt zum Buch:

<https://www.amazon.de/dp/B0HNHG1Q9S>

BIS NICHTS VON MIR ÜBRIG IST

Psychologischer Liebesthriller

© 2026 Hummer. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

*»Manche Gefühle verschwinden nicht in dem
Moment, in dem man die Wahrheit erfährt. Sie
verlieren nur ihr Recht, Entscheidungen zu treffen.«*

Kapitel 1 – Das Lied, das mich kannte

Als ich Adrian Winter zum ersten Mal sah, war ich fünfzehn Jahre alt, und er befand sich nicht im selben Raum wie ich.

Er stand auf der gewölbten Mattscheibe unseres alten Röhrenfernsehers im Wohnzimmer meiner Eltern in Kassel. Das Gehäuse aus furniertem Nussbaumholz summt leise, wie es das an feuchten Novemberabenden immer tat, und das Bild flackerte an den Rändern in einem stumpfen, bläulichen Ton. Adrian trug ein schwarzes Hemd, dessen Ärmel bis zu den Unterarmen hochgerollt waren, und er saß vor einem glänzenden Steinway-Flügel auf der Bühne eines Kölner Kammermusiksaals. Seine Hände ruhten über den Tasten, nicht abwartend oder zögernd, sondern mit einer sonderbaren, fast drohenden Ruhe, als würde er dem Instrument nicht Töne entlocken, sondern etwas herausziehen wollen, das dort seit Jahrzehnten auf ihn gewartet hatte.

Meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt seit sechs Wochen tot.

In unserer Wohnung roch es nach altem Filterkaffee, nach den feuchten Mänteln der Nachbarn, die in den ersten Tagen schweigend Kuchen vorbeigebracht hatten, und nach jenem sauren, stickigen Staub, der sich unweigerlich bildet, wenn die Fenster nicht mehr geöffnet werden, weil

der Mensch, der sie immer geöffnet hat, nicht mehr da ist. Mein Vater sprach in jenen Wochen kaum noch mit mir. Wenn er den Mund aufmachte, bestanden seine Sätze ausschließlich aus der Konstruktion „Wir müssen“. Wir müssen die Rechnungen für das Bestattungsinstitut sortieren. Wir müssen ihre Kleider durchsehen und in blaue Plastiksäcke packen. Wir müssen die Kündigung der Krankenkasse abschicken. Wir müssen wieder normal werden.

Das Wort *normal* klang in seinem Mund wie eine Drohung, gegen die es keine Berufung gab.

An diesem Dienstagabend saß ich im Dunkeln auf dem Teppichboden vor dem Fernseher, die Knie an die Brust gezogen, und starrte auf diesen schmalen, blassen jungen Mann mit den dunklen Haaren, der die Augen schloss und die ersten Takte anschlug.

Das Stück hieß *Zwischen den Atemzügen* .



Später, sehr viel später, als ich Literaturwissenschaft studierte und mein Leben damit verbrachte, die Sätze anderer Menschen auf ihren Wahrheitsgehalt abzuklopfen, las ich die zeitgenössischen Musikkritiken zu jenem Auftritt. Man

hatte ihn damals herablassend beurteilt. Ein Kritiker der *Frankfurter Allgemeinen* schrieb von „überhitzter Pubertätsempfindsamkeit“, ein anderer nannte das Werk das „jugendliche Präludium eines begabten Musikstudenten, der zu früh zu viel Gefühl verlangt, ohne die Härte der Form zu kennen“.

Für mich war dieses Stück damals keine Musik. Es war das erste Mal seit dem Tod meiner Mutter, dass der Schmerz in meiner Brust eine Struktur bekam. Es dauerte genau vier Minuten und zwölf Sekunden. Vier Minuten lang verlangte niemand von mir, dass ich den Tisch abräumte, dass ich aufhörte zu starren oder dass ich meinem Vater versicherte, die Schule laufe schon irgendwie weiter. Das Klavierstück weinte, aber es tat dies mit einer makellosen, unerbittlichen Eleganz. Als der letzte Ton verklang, der Bass noch sekundenlang im Holz des Fernsehers vibrierte und der junge Adrian Winter die Hände langsam in den Schoß sinken ließ, atmete ich zum ersten Mal seit sechs Wochen wieder durch.

Am nächsten Nachmittag kaufte ich am Bahnhofskiosk eine Kulturzeitschrift, schnitt den Artikel über den Newcomer-Wettbewerb mit einer Nagelscherbe heraus und klebte das körnige Schwarz-Weiß-Foto in ein leeres Schulheft mit liniertem Papier. Ich tat es nicht, weil ich mich in ihn verliebt hätte – zumindest redete ich mir das mit der ganzen Verbissenheit einer Fünfzehnjährigen ein, die sich vor der eigenen Einsamkeit schämte. Ich sammelte fortan

seine Konzertrezensionen, schnitt Ankündigungen kleiner Konzerte in Braunschweig, Heidelberg und Weimar aus, kaufte jede CD von meinem Taschengeld und hörte die Aufnahmen mit Kopfhörern, bis ich jedes noch so leise Einatmen zwischen den Phrasen auswendig kannte. Ich kannte die kleinen, kaum merklichen Pausen, die er beim Sprechen in Radiointerviews einlegte – jene winzigen Atempausen, bevor er eine Antwort formulierte, die schöner und runder klang, als die Wirklichkeit wahrscheinlich war.

Mit achtzehn, als ich nach Berlin zog, hörte ich auf, Artikel auszuschneiden. Ich legte das linierte Schulheft in eine Pappkiste, die ich im Keller meiner ersten WG abstellte.

Mit zwanzig studierte ich Vergleichende Literaturwissenschaft an der Freien Universität. Ich lernte, wie man narrative Zuverlässigkeit seziert, wie man Metaphern auflöst und warum Menschen Geschichten erfinden müssen, um das Unerträgliche zu ertragen.

Mit vierundzwanzig wurde ich Literaturübersetzerin. Ich übertrug englische und amerikanische Gegenwartsromane ins Deutsche – Bücher über gescheiterte Ehen in Connecticut, über das Schweigen zwischen Vätern und Söhnen im Mittleren Westen, über Frauen, die nachts an Hotelbars saßen und auf eine Zukunft warteten, die sie insgeheim fürchteten. Es war eine Arbeit, die mir entsprach: Ich saß am Schreibtisch, umgeben von

dicken Wörterbüchern, und korrigierte die Sätze fremder Menschen, während mein eigenes Leben in einer stillen, überschaubaren Ordnung verharrte.

Mit fünfunddreißig glaubte ich aufrichtig, aus dem Mädchen herausgewachsen zu sein, das einen fremden Mann an einem Flügel zu seinem persönlichen Rettungsboot gemacht hatte. Ich hatte eine kleine Altbauwohnung in Berlin-Friedenau mit knarrenden Dielen, einen festen Stamm an Verlagen, der meine Pünktlichkeit schätzte, und eine beste Freundin namens Mara, die meine Neigung zur melancholischen Abkapselung mit unnachgiebiger Pragmatik bekämpfte.



Und dann, an einem nasskalten Donnerstagnachmittag im November, erschien die E-Mail im Postfach meines Arbeitslaptops.

*Absender: Hanser & Bleicher Literaturverlag,
Lektorat Sachbuch*

*Betreff: Dringende Anfrage – Winter-Memoir /
Stilistische Überarbeitung*

Ich starrte auf die Betreffzeile, während der Cursor im Dokument eines britischen Romans blinkte, den ich eigentlich bis zum Monatsende fertigstellen musste. Der Text der E-Mail war knapp und professionell verfasst. Adrian Winter, mittlerweile einer der

international gefeiertsten zeitgenössischen Komponisten und Pianisten des Landes, dessen Filmmusiken mit europäischen Preisen überhäuft worden waren und dessen Stiftung Musikprojekte in ganz Deutschland förderte, plante ein Buch. Ein Memoir über Musik, Gedächtnis und Verlust.

Die Aufnahmen für das Buch waren im Sommer auf Englisch in London und New York entstanden – lange, autobiografische Werkstattgespräche mit einem britischen Kulturjournalisten. Nun sollte die deutsche Originalausgabe erscheinen, und der Verlag suchte jemanden, der diese transkribierten Gespräche nicht einfach nur übersetzte, sondern die deutsche Fassung sprachlich verdichtete, den Tonfall des Komponisten im Deutschen rekonstruierte und dem Manuskript jene literarische Geschlossenheit verlieh, die ein gesprochener Text selten besitzt.

Eine absurde Aufgabe, wenn man genauer darüber nachdachte: Einen deutschen Künstler aus dem Englischen zurück in seine eigene Muttersprache zu übersetzen.

„Herr Winter legt großen Wert darauf, dass die deutsche Fassung nicht wie eine Übersetzung klingt, sondern wie seine ureigene Stimme. Da Sie für Ihre präzise Sprachführung und Ihre Sensibilität für Rhythmus bekannt sind, hat Herr Winter nach Sichtung Ihrer Arbeitsprobe ausdrücklich darum gebeten, Ihnen dieses Projekt anzubieten.“

Ich saß minutenlang reglos da. Der Heizkörper gluckste leise. Draußen auf der Bundesallee rauschte der Verkehr über den feuchten Asphalt, Scheinwerfer warfen gelbe Lichtstreifen an meine Decke.

Zwei Stunden später saß Mara an meinem Küchentisch.

Sie hatte die nasse Wollmütze auf die Spüle geworfen, wärmte ihre Hände an einer Tasse schwarzem Tee und hielt mein Smartphone in der Hand, auf dem die Verlagsmail geöffnet war. Sie las den Text nicht nur, sie scannte ihn mit jenem skeptischen Blick, den sie sonst für Mietverträge und die Tinder-Profile fragwürdiger Männer reservierte. Mara hatte an der Universität der Künste Cello studiert und einige Jahre in freien Ensembles gespielt, bevor sie die Bühne gegen eine kleine Galerie für zeitgenössische Fotografie in Kreuzberg eintauschte. Sie rauchte zu viel, sprach zu schnell und war der einzige Mensch in meinem Leben, der mich ohne Rücksicht auf meine Befindlichkeiten unterbrach.

„Sag ab“, sagte sie. Sie schob das Telefon über das Wachstuch des Tisches zurück zu mir.

„Warum sollte ich?“ Ich goss heißes Wasser nach. „Das Honorar ist dreimal so hoch wie bei meinen üblichen Übersetzungen. Und Hanser & Bleicher ist einer der renommiertesten Verlage des Landes.“

„Weil du gerade so guckst, wie andere Leute gucken, wenn sie entweder im Lotto gewinnen oder eine unheilbare Krankheit diagnostiziert bekommen.“

„Sehr verwandte Gesichtsausdrücke.“

„Liv.“ Sie fixierte mich mit ihren dunklen Augen. „Du hast mir vor fünf Jahren von diesem Heft erzählt. Von dem Mann im Fernsehen nach dem Tod deiner Mutter. Du kennst seine Platten auswendig. Du weißt wahrscheinlich, welche Schuhgröße er hat.“

„Ich war fünfzehn, Mara. Das ist zwanzig Jahre her.“ Ich nahm das Telefon vom Tisch und drückte auf die Sperrtaste. „Ich bin fünfunddreißig Jahre alt. Ich bin eine professionelle Übersetzerin. Ich soll ein Buch bearbeiten, nicht seine Muse werden.“

„Das redest du dir jetzt ein, weil es vernünftig klingt.“ Mara zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch durch das gekippte Küchenfenster in die kalte Berliner Nachtluft. „Männer wie dieser Winter riechen so etwas auf zehn Kilometer Entfernung. Künstler, die über Verlust schreiben, suchen keine Übersetzerin. Sie suchen Resonanzkörper. Jemand, der ihre Eitelkeit poliert und ihr Schweigen mit Sinn auflädt.“

„Du kennst ihn überhaupt nicht.“

„Ich kenne das Milieu“, entgegnete sie trocken. „Und ich kenne dich. Du hast seit drei Jahren keinen Mann mehr näher als zwei Meter an dein Gefühlsleben herangelassen, weil du dich hinter deinen englischen Adjektiven verschanzt hast. Und jetzt willst du ausgerechnet bei dem Mann einsteigen, der dir mit fünfzehn das Herz gewärmt hat?“

„Es ist ein Arbeitsvertrag, Mara.“

Sie sah mich lange an. Dann hob sie eine Augenbraue, stieß die Asche ab und schwieg. Dieses Schweigen kannte ich. Es bedeutete: *Mach es, wenn du musst. Aber beschwer dich hinterher nicht bei mir.*

Ich unterschrieb den Vorvertrag noch in derselben Nacht um ein Uhr morgens und schickte das PDF an das Lektorat zurück.

Drei Wochen später, an einem nieselnden Dienstagmorgen Anfang Dezember, stand ich im Foyer des historischen Funkhauses an der Nalepastraße im Osten Berlins. Das Gebäude, ein monumentaler Klinkerbau aus den fünfziger Jahren direkt an der Spree, roch nach altem Linoleum, kaltem Pfeifentabak, Heizungsrohren und poliertem Messing. Hier, in den legendären Aufnahmesälen mit ihrer weltberühmten Akustik, sollte die erste Arbeitsphase stattfinden: Drei Tage gemeinsame Textarbeit im Regieraum von Studio 2, um die Transkripte der Londoner Gespräche durchzugehen, Tonaufnahmen abzugleichen und die Rohfassung für die deutsche Ausgabe zu strukturieren.

Ich trug eine schlichte schwarze Wollhose, einen grauen Kaschmirpullover und flache Lederschuhe. Meine Haare hatte ich im Nacken zusammengebunden. Ich wollte so sachlich, so unscheinbar, so makellos professionell wie möglich wirken. Auf meinem Schoß lag eine dicke schwarze Mappe mit den ausgedruckten englischen Texten, rot und blau annotiert.

Adrian Winter kam genau elf Minuten zu spät.

Es war keine dramatische Verspätung. Kein pompöser Auftritt mit Entschuldigungskaskaden. Es waren jene elf Minuten, die Menschen verstreichen lassen, die es gewohnt sind, dass ein Raum erst dann vollständig existiert, wenn sie ihn betreten haben.

Die Flügeltür des Foyers schwang auf, kalte Winterluft strömte herein, und ein Mann trat ein, der von einem zweiten, breitschultrigen Mann in einem dunklen Lodenmantel begleitet wurde.

Ich erkannte Adrian sofort, obwohl die Jahre sein Gesicht verändert hatten. Er trug keinen Rollkragenpullover, keine modische Designerbrille, keine der Allüren, die ich mir insgeheim fast gewünscht hatte, um ihn leichter abwehren zu können. Er trug eine dunkle Jeans, derbe rahmengenähte Stiefel, ein graues Baumwollhemd unter einer offenen Lederjacke und einen schweren Wollmantel locker über dem Unterarm. Er war größer, als er auf Fotos wirkte – mindestens einen Kopf größer als ich –, schlank, fast hager an den Schultern. Seine Haare waren an den Schläfen silbergrau meliert, und um seine Augen lagen jene feinen, tiefen Fältchen, die man bekommt, wenn man sein Leben lang gegen Scheinwerferlicht oder Notenblätter geblickt hat.



Der Mann an seiner Seite – wie ich gleich darauf erfahren sollte, sein persönlicher Manager und Stiftungsvorstand Theo Brandt – sprach gedämpft auf ihn ein und hielt ihm ein Smartphone hin. Adrian nickte nur knapp, schob die Hand des Managers mit einer winzigen, fast zärtlichen Geste beiseite und wandte den Kopf.

Er begrüßte zuerst die Verlagslektorin, Frau Dr. Sanders, eine Frau um die sechzig mit strenger Brille, dann den Toningenieur, und wandte sich schließlich mir zu.

„Liv Hartmann?“, fragte er.

Seine Stimme war tiefer, als sie in den Rundfunkaufnahmen geklungen hatte. Sie besaß ein leichtes, raues Timbre im unteren Register, trocken, ohne die geringste melodramatische Färbung.

„Guten Morgen, Herr Winter“, sagte ich und hielt ihm die Hand hin.

Mein Puls schlug ruhig. Ich war stolz auf meine Beherrschung.

Er nahm meine Hand. Seine Finger waren kühl, langgliedrig, die Haut an den Fingerkuppen durch das jahrzehntelange Klavierspiel merklich verhornt. Sein Griff war nicht fest, aber er ließ meine Hand eine Sekunde länger als gesellschaftlich üblich in der seinen ruhen. Sein Blick – von einem hellen, fast wässrigen Graublau – musterte mich nicht von oben herab. Er sah mir direkt in die Augen, mit einer unverstellten, beinahe rücksichtslosen Aufmerksamkeit, die mir den Atem für einen winzigen Sekundenbruchteil abschnitt.

„Sie sind also die Frau, die mich wieder in meine eigene Sprache übersetzen soll“, sagte er. Es klang nicht spöttisch. Es klang wie eine ernsthafte, offene Frage.

„Nur, wenn Sie sich vorher gründlich genug daraus verirrt haben“, antwortete ich.

Frau Dr. Sanders räusperte sich leise.

Adrian starrte mich an. Einen Wimpernschlag lang glaubte ich, die Grenze der professionellen Höflichkeit überschritten zu haben. Doch dann verzogen sich

seine Lippen zu einem langsamen, unaufdringlichen Lächeln. Es war ein Lächeln, das sein ganzes Gesicht aufhellte und ihn um zehn Jahre jünger wirken ließ.

„Gut“, sagte er leise. „Sehr gut. Dann wird das hier wenigstens keine Trauerfeier.“

Er zog seine Lederjacke aus, hängte sie an die schwere Garderobe neben der Studiotür und wandte sich seinem Manager zu. „Theo, du kannst die Mails später abrufen. Wir fangen jetzt an.“

Theo Brandt warf mir einen kurzen, prüfenden Blick zu. Seine Augen hinter den randlosen Gläsern waren dunkel, wachsam und frei von jeder Wärme. Er nickte knapp, setzte sich mit seinem Laptop an einen kleinen Holztisch am Ende des Flurs und schwieg.

Als die schwere, schallisolierte Tür des Regieraums hinter uns ins Schloss fiel und der Toningenieur die Kontrollmonitore hochfuhr, setzte ich mich auf meinen Drehstuhl und legte die Mappe vor mir auf das Pult.

Es war kein überwältigender Moment gewesen. Kein Blitzschlag. Keine innere Musik. Nur ein Mann, der mir die Hand gegeben und mich angesehen hatte.

Und dennoch – während ich den ersten roten Textmarker aufdrehte und spürte, wie Adrian Winter sich auf den Stuhl schräg hinter mir setzte – wusste ein uralter, dunkler Teil von mir mit erschreckender Klarheit, dass etwas Gefährliches seinen Anfang genommen hatte.

Nicht, weil Adrian Winter mich angesehen hatte.

Sondern weil das fünfzehnjährige Mädchen auf dem Teppichboden in Kassel die Augen aufgeschlagen und durch meine Augen zurückgesehen hatte.

* * *

Kapitel 2 – Eine bessere Version der Wahrheit

Adrian Winters Wohnung in der Knesebeckstraße lag im dritten Stock eines herrschaftlichen Gründerzeithauses, dessen Sandsteinfassade von zwei überlebensgroßen Karyatiden flankiert wurde.

Als ich an jenem ersten Dienstagnachmittag im Mai vor dem Portal stand, roch die Straße nach feuchtem Asphalt, frisch geschnittenem Flieder aus den Vorgärten der Mommsenstraße und dem fernen Rauschen des Verkehrs auf dem Kurfürstendamm. In meiner Umhängetasche trug ich mein Notizbuch mit den ersten Anmerkungen zu seinen Vortragsmanuskripten, zwei frisch gespitzte Bleistifte und jene lähmende, ehrfürchtige Unsicherheit, die eine freiberufliche Übersetzerin befällt, wenn sie das Allerheiligste eines Weltstars betreten soll.

Der elektrische Türöffner summte mit einem tiefen, preußischen Schnalzen.

Das Treppenhaus war eine Kathedrale aus weißem Carrara-Marmor, geschwungenem Schmiedeeisen und tiefroten Läufern, die jeden Schritt dämpften. Kein Küchengeruch, kein Kinderlärm, kein Laut des Alltags drang durch die anderthalb Meter dicken Wände. Hier wohnte eine Welt, die sich ihre eigene Stille kaufte.

Adrian öffnete die Flügeltür selbst.

Er trug eine maßgeschneiderte dunkelblaue Flanellhose, ein weißes Hemd aus feinstem Sea-Island-Cotton, dessen Ärmel bis zur Mitte der Unterarme hochgeschlagen waren, und weiche Lederpantoffeln aus florentinischem Kalbsleder. Er sah jünger aus als auf den Plakaten der Philharmonie – fast athletisch, schlank, mit jenem unaufdringlichen, aristokratischen Duft nach Zedernholz, Bittermandel und frischem Quellwasser.

„Liv“, sagte er, und seine Augen – dieses klare, fast transparente Bernsteingrau – musterten mich mit einer Wärme, die mich sofort entwaffnete. „Kommen Sie herein. Ich habe den Jasmintee gerade aufgebrüht.“

Er nahm mir den Mantel ab, strich mit den Fingerspitzen fast unmerklich über meinen Kragen und führte mich in den Salon.

Der Raum war überwältigend.

Vier Meter hohe Decken mit zartem, restauriertem Rokokostuck, drei bodentiefe Doppelfenster, die auf die kronenreichen Kastanienbäume der Knesebeckstraße blickten, und ein Fischgrätparkett aus märkischer Eiche, das so makellos geölt war, dass sich die Kaminflammen darin spiegelten wie in dunklem Wasser. In der Mitte des Raumes stand kein Möbelstück, das vom Wesentlichen ablenkte: nur ein gigantischer Steinway D-274, dessen polierter schwarzer Lack das Licht wie ein Spiegel fing. An den Wänden standen Regale aus dunklem Nussbaumholz,

gefüllt mit Tausenden von Partituren, Erstausgaben von Rilke, Thomas Mann und Paul Celan, dazwischen gerahmte Handschriften von Franz Liszt und Alban Berg.

„Setzen Sie sich“, sagte Adrian und deutete auf eine Chaiselongue aus blassblauem Samt neben dem Kamin. „Trinken wir zuerst. Die Arbeit kann warten, bis die Seelen angekommen sind.“

Er goss den Tee aus einer schweren Silberkanne in zwei hauchdünne Porzellanschalen der Königlichen Porzellan-Manufaktur. Seine Bewegungen waren von einer geradezu hypnotischen Ökonomie – kein Klappern, kein Verschütten, jeder Griff saß mit der Präzision eines Chirurgen.

Er reichte mir die Schale. Seine Finger berührten die meinen für eine Sekunde. Seine Haut war warm und trocken.

„Ich habe Ihr Essay über die Poetik von Cees Nooteboom in der *Sinn und Form* gelesen“, begann er, setzte sich auf den freien Polstersessel gegenüber und schlug die Beine übereinander. „Sie haben einen bemerkenswerten Blick für die Aussparungen im Text, Liv. Sie verstehen, dass das Eigentliche eines Kunstwerks in dem Raum liegt, den der Autor *nicht* beschreibt.“

Mein Herz klopfte bis zum Hals. Dass dieser Mann – der vor Königen und Präsidenten spielte, der mit Simon Rattle und Maurizio Pollini diniert hatte –

meine kleine literaturwissenschaftliche Abhandlung gelesen hatte, erschien mir wie ein Wunder.

„Nooteboom glaubt, dass jede Sprache eine eigene Form von Trauer in sich trägt“, sagte ich vorsichtig, und meine Stimme klang leiser, als ich gewollt hatte. „Beim Übersetzen versucht man, diese Trauer nicht durch deutsche Gründlichkeit zu ersticken.“

Adrian lächelte. Ein tiefes, ehrliches Strahlen ging über sein Gesicht, das die feinen Fältchen um seine Augen aufleuchten ließ.

„Das ist ein wunderschöner Satz“, sagte er leise. „*Die Trauer nicht durch Gründlichkeit ersticken*. Wissen Sie, dasselbe gilt für Chopin. Neunzig Prozent aller Pianisten spielen die Nocturnes wie virtuose Schaustücke. Sie hämmern die Kadenzen herunter, um zu beweisen, wie schnell ihre Finger sind. Aber Chopin war kein Virtuose. Er war ein Exilant. Er saß in Paris und weinte um die Weiden von Mazowien. Wenn man seine Musik spielt, darf man nicht triumphieren. Man muss vergehen.“

Er stand auf, ging an den Flügel und setzte sich auf die lederne Bank.

Er schlug die Tasten nicht an. Er legte nur die Hände darauf, schloss die Augen und atmete dreimal tief ein.

Dann erklang das *Nocturne in cis-Moll*, Opus posthumum.

Ich hielt den Atem an.

Es war kein Konzertabend. Keine Bühne, kein Frack, kein applaudismuslüsternes Publikum. Es war nur ein Mann in einem dämmrigen Berliner Salon, der die Tasten berührte, als spräche er mit einem Toten. Der Klang schwebte durch den Raum, gläsern, traurig, von einer unendlichen Zartheit. Bei Takt dreizehn – jener fallenden Tonleiter, die wie feiner Regen über die Oktaven rieselt – spielte er mit einem so leisen, schwebenden Anschlag, dass die Saiten kaum vibrierten.

Als der letzte Akkord verklang, nahm er die Hände nicht von den Tasten. Er verharrte regungslos, den Kopf gesenkt.

Ich saß auf der Chaiselongue und spürte, wie eine Träne über meine Wange rann. Ich schämte mich nicht dafür. Die Schönheit war so intensiv, dass sie fast wehtat.

Adrian wandte sich langsam um. Er sah die Träne auf meiner Wange.

Er stand auf, trat an mich heran, bückte sich und strich mir mit der Kuppe seines linken Zeigefingers die Feuchtigkeit von der Haut.

„Sie hören mit dem Herzen, Liv“, flüsterte er. „Das ist selten in dieser kalten Stadt. Die meisten Menschen hören nur mit dem Verstand oder mit der Eitelkeit. Sie aber... Sie hören den Schmerz unter den Tönen.“

Er zog einen Stuhl an die Chaiselongue, holte eine Mappe mit Typoskripten hervor und legte sie auf meine Knie.

„Das sind meine autobiografischen Aufzeichnungen“, sagte er, und seine Stimme wurde sachlicher, geschäftsmäßiger, ohne die Intimität zu verlieren. „Acht Kapitel über meine Kindheit in Leipzig, meine Studienzeit in Wien und die großen Konzerte der neunziger Jahre. Mein Verleger bei Hanser & Bleicher drängt auf Fertigstellung. Aber meine deutsche Prosa ist ungelenk. Ich denke in Harmonien, nicht in Sätzen. Ich brauche jemanden, der meine Gedanken nimmt, sie glättet, ihnen Rhythmus und Eleganz verleiht.“

Ich schlug die Mappe auf.

Auf den ersten Seiten sah ich seine Handschrift: grobe, schräge Notizen mit blauem Füller, dazwischen getippte Absätze mit vielen Streichungen.

Ich las die ersten Sätze:

„Mein Vater schlug den Deckel des Flügels zu, wenn mein kleiner Finger die Quinte nicht erreichte. Er sagte, Musik sei keine Freude, sondern Gehorsam gegen das Gesetz der Schwerkraft.“

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Die Härte, die hinter diesen Worten lauerte, stand in scharfem Kontrast zu der sanften Eleganz des Mannes, der vor mir saß.

„Ich helfe Ihnen gern, Herr Winter“, sagte ich.

Adrian lachte leise, schüttelte den Kopf.

„Nicht *Herr Winter*, bitte. Wenn wir zusammen an meinen intimsten Erinnerungen arbeiten, gibt es keine Formalitäten mehr. Ich bin Adrian. Und du bist Liv.“

Er stand auf, trat an die Flügeltür zur Bibliothek und öffnete sie.

Dahinter lag ein zweiter, kleinerer Raum mit einem massiven Mahagonischreibtisch, einem tiefen Ledersessel und einem Fenster zum grünen Innenhof.

„Das ist dein Arbeitsplatz“, sagte er und deutete auf den Schreibtisch. Auf der Lederplatte stand eine neue Lampe aus Messing, daneben ein Stapel feinstes Büttenpapier und ein Satz Füllfederhalter. „Du kannst jederzeit hier arbeiten. Tag und Nacht. Wann immer die Worte zu dir kommen.“

Ich stand auf, trat an den Schreibtisch, berührte das kühle, glatte Holz.

Es fühlte sich an wie ein Traum. Für eine freie Übersetzerin, die in einem zugigen Friedenauer Zimmer auf einem wackeligen IKEA-Tisch arbeitete, war dieser Raum der Inbegriff von Würde und Anerkennung.

Ich ahnte nicht, dass dieser Raum kein Arbeitsplatz war.

Es war eine Zelle. Eine vergoldete, perfekt schallgedämpfte Zelle, deren Gitter aus Bewunderung und Dankbarkeit geschmiedet waren.

Als ich am Abend die Wohnung verließ, begleitete Adrian mich bis zum Treppenabsatz.

Er nahm meine Hand, führte sie an seine Lippen und hauchte einen flüchtigen Kuss auf meine Knöchel.

„Bis Donnerstag, Liv“, sagte er leise. „Wir werden zusammen etwas schaffen, das die Zeit überdauert.“

Ich stieg die Marmorstufen hinab. Mein Schritt war leicht, mein Herz voll von jenem gefährlichen, berausenden Stolz, der Menschen blind macht für die Abgründe unter ihren Füßen.

Draußen wehte der Maiwind durch die Knesebeckstraße. Die Laternen flackerten auf, tauchten die Karyatiden am Portal in warmes, goldenes Licht.

Ich glaubte, ich hätte das Tor zum Paradies aufgestoßen.

Und sah nicht die Kette, die sich bereits um mein Handgelenk schloss.

* * *

Am Abend jenes ersten Arbeitstages lud er mich in die *Trattoria Toscana* am Savignyplatz ein – ein kleines, holzgetäfeltes Lokal mit rot-weiß karierten Tischdecken, das seit vierzig Jahren von einer Familie aus Lucca geführt wurde.

Der Wirt verbeugte sich tief, als Adrian den Raum betrat. „Maestro! Ihr Tisch am Fenster ist bereit.“

Adrian bestellte für uns beide, ohne mich nach meinen Vorlieben zu fragen: Vitello tonnato, Tagliolini mit frischen Sommertrüffeln und eine Flasche Brunello di Montalcino. Als die Kellnerin die Gläser füllte, beobachtete er jede meiner Bewegungen mit jener ruhigen, unerbittlichen Aufmerksamkeit, die mir das Gefühl gab, unter einem Brennglas zu sitzen.

„Erzähl mir von Kassel, Liv“, sagte er leise und stützte das Kinn auf seine langen, verschränkten Finger. „Von der Zeit vor Berlin. Warum hast du dich für das Niederländische entschieden?“

„Wegen der Stille“, erwiderte ich und drehte das schwere Kristallglas zwischen meinen Fingern. „Niederländisch ist eine Sprache des Wassers, des Schilfs und der tiefen Horizonte. Sie drängt sich nicht auf. Im Deutschen will jedes Wort eine Behauptung sein; im Niederländischen ist jedes Wort ein Zögern.“

Adrian lächelte. Ein feines, fast triumphierendes Aufleuchten ging über seine Züge.

„Ein Zögern“, wiederholte er. „Das ist genau das, was ich an deinem Anschlag auf den Manuskriptseiten gespürt habe. Du bist vorsichtig, Liv. Du hast Angst vor der Wucht deiner eigenen Begabung. Dein Vater war Lehrer, nicht wahr?“

Ich zuckte unwillkürlich zusammen. „Gymnasiallehrer für Geschichte und Latein. Woher weißt du das?“

„Ich habe deinen Lebenslauf im Stipendienantrag gelesen“, sagte er mit jener vollkommenen Selbstverständlichkeit, die keine Scham kannte. „Männer wie dein Vater erziehen Töchter zur Pflichterfüllung, nicht zum Glanz. Sie bringen ihnen bei, dass Fleiß eine Tugend sei und Stolz eine Sünde. Aber Fleiß ist das Schicksal der Dienstboten, Liv. In der Kunst zählt nur die Hingabe. Du musst lernen, deinen Vater zu vergessen.“

Er streckte die Hand über das Tischtuch aus und legte seine Handfläche auf meine Finger. Seine Haut war warm, trocken, von einer beruhigenden Festigkeit.

„Ich werde dir zeigen, wie man glänzt“, flüsterte er. „Nicht für die Welt. Für uns.“

Als wir gegen Mitternacht durch die feuchte Kühle der Knesebeckstraße zurückgingen, spürte ich eine seltsame, schwere Trunkenheit – nicht vom Wein, sondern von dem Gefühl, dass mich zum ersten Mal in meinem Leben jemand in meiner ganzen Tiefe erkannt hatte. Ich ahnte nicht, dass er nicht mein Wesen erforscht hatte, sondern meine Schwachstellen: die Sehnsucht nach väterlicher Anerkennung und die Scham über meine bürgerliche Herkunft. Er hatte das Terrain vermessen, auf dem er sein Schloss aus Lügen errichten wollte.

* * *

Am zweiten Tag meiner Arbeit im Salon führte Adrian mich an die drei bodentiefen Doppelfenster.

Er zog die schweren Samtvorhänge aus burgunderroter Seide mit einer langsamen, theatralischen Bewegung zu. Der Raum verdunkelte sich augenblicklich, das Licht schrumpfte auf den warmen Kreis der Schreibtischlampe zusammen.

„Hörst du den Unterschied, Liv?“, fragte er leise. Er klatschte einmal in die Hände.

Der Schall starb sofort ab, geschluckt vom schweren Stoff.

„Der Raum ist tot“, sagte ich.

„Exakt“, lächelte er, und seine Augen leuchteten auf. „Samt erstickt die Obertöne. Er nimmt dem Klavier die Resonanz, die Möglichkeit, über sich selbst hinauszuwachsen. Und jetzt sieh her.“

Er riss die Vorhänge mit einem Schwung auf, öffnete einen der Fensterflügel zur Knesebeckstraße. Das Rauschen des Frühlingswindes in den Kastanienbäumen, das Klirren einer fernen Straßenbahn und der volle, helle Nachhall des Raumes kehrten mit einem Schlag zurück.

Er klatschte erneut. Der Ton schwang drei Sekunden lang durch das hohe Gebälk.

„Das ist das Geheimnis, Liv: Ein Künstler darf sich nicht isolieren. Er muss den Lärm der Stadt hereinlassen, aber er muss ihn beherrschen. Wenn du meine Sätze redigierst, tu dasselbe: Schneide nicht die Obertöne ab. Lass die Härte stehen, wenn die Wahrheit hart ist. Aber zwing die Sprache dazu, in meinem Rhythmus zu schwingen.“

Er trat hinter mich, legte seine Hände auf meine Schultern, drückte sie sanft nach unten. Seine Finger fühlten sich an wie Gewichte aus warmem Blei.

„Du bist der Resonanzboden dieses Hauses, Liv“, flüsterte er mir ins Haar. „Ohne dich ist dieser Raum nur toter Samt.“

Ich schloss die Augen und glaubte ihm. Ich glaubte, dass meine Anwesenheit der Funke war, der seine Musik entzündete. Ich begriff nicht, dass er mich nur stimmte – Saite für Saite, Ton für Ton –, bis ich genau den Klang erzeugte, den seine Eitelkeit verlangte.

* * *

Wie geht es weiter?

Liv hat erst begonnen zu erkennen,
wie tief Adrian ihr Leben bereits kontrolliert.

Die vollständige Geschichte wartet auf Amazon.de.

JETZT AUF AMAZON.DE WEITERLESEN



QR-Code scannen oder den Button anklicken

Amazon.de · ASIN B0HNHG1Q9S

<https://www.amazon.de/dp/B0HNHG1Q9S>